

sehen wir in Open Access daher die Möglichkeit, unsere Autor:innen optimaler bei der Verbreitung ihrer Inhalte zu unterstützen. Open Access ist eine politisch gewünschte Ausrichtung des wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens, die wir unterstützen und bei unseren Autor:innen etablieren möchten, da wir große Vorteile in diesem System sehen.

Kleinere und unabhängige Verlage, die eher disziplinenorientiert arbeiten, können diese Leistungen allerdings nur erbringen, wenn eine entsprechende Vergütung gesichert ist, da durch geringere oder ausbleibende Printerlöse die Kosten für die zusätzlichen OA-Kosten nicht gedeckt sind. Für die Transformation hin zu Open Access ist es daher unumgänglich, eine Finanzierung dauerhaft, gerecht und transparent auf die Beine zu stellen. Die unterschiedlichsten Modelle von Article Processing Charges (APCs) oder Nationallizenzen sind nicht zuletzt durch große Verlagsgruppen international und in naturwissenschaftlich-technisch orientierten Fächern ausprobiert und etabliert worden. Sie haben jedoch häufig zu Ungleichheiten geführt: Autor:innen kleinerer oder außeruniversitärer Einrichtungen oder Beitragende aus dem Globalen Süden verfügen über geringere bzw. keine APC-Mittel. Zudem ist durch die Nationallizenzen ein großer Teil der Mittel in den Bibliotheken bereits gebunden, was bedeutet, dass für weitere OA-Publikationen oder auch den Erwerb von E-Books unabhängiger Verlage nur geringe Mittel zur Verfügung stehen. Weiterhin werden Autor:innen angehalten, in den Zeitschriften der drei großen Konzerne zu veröffentlichen, da die Kosten dafür durch Verträge (DEAL) bereits gedeckt sind, was wiederum die Publikationsfreiheit der Autor:innen einschränkt. Crowdfunding oder disziplinenorientierte (vgl. BMBF-Projekt OAdine) bzw. institutionelle Finanzierungsmodelle stellen unseres Erachtens die bessere Alternative dar: Es ist eine inhaltliche Entscheidung, wer in einer Zeitschrift veröffentlicht, keine finanzielle. Eine transparente Darstellung der Leistungen und Kosten erlaubt es Wissenschaftler:innen, Intermediären, Drittmittelgebern und Verlagen, auf Augenhöhe partnerschaftlich und im Sinne einer guten wissenschaftlichen Praxis die Möglichkeiten von Open Access im besten Sinne für die Publizierenden zu realisieren.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.11>

Markus Speidel

Kontrollverlust – Open Access im Museum

Und immer wieder das Rijksmuseum. Wenn die Museumsszene über Open Access diskutiert (und sie tut das sehr ausführlich seit einigen Jahren), dann wird in der Regel das Nationalmuseum in Amsterdam als Beispiel angeführt, das seine Bestände hochauflösend online zur Verfügung gestellt hat und aktiv dazu auffordert, diese Daten zu nutzen und Neues damit zu entwickeln. Doch nicht jedes Museum besitzt eine Nachtwache von Rembrandt, meist ist nicht einmal das Geld für eine grundständige Digitalisierung der

Bestände vorhanden. Ist die Diskussion um Open Access also nur eine Debatte der großen Museen und damit abgehoben von der Realität der restlichen 90% der Einrichtungen in Deutschland? Und wen würde schon ein Foto eines Dreschflegels eines Museums im Ort X interessieren, wenn gleichzeitig das Museum des Nachbarorts auch seinen Dreschflegel ins Netz stellt? Wären alle Museumsobjekte in deutschen Museen digital erfasst, begegneten wir unendlichen Reihen von gleichen Objekten. Vielleicht würde eine gut programmierte KI etwas daraus machen?

Open Access wird in Museen oft nur verkürzt als Sichtbarmachung der Bestände gedacht. Dabei muss dieses Konzept in diesem Feld breiter und vielschichtiger gedacht werden. Schließlich wurde der Begriff auch nicht für Museen, sondern für das Publikationswesen entworfen, und mit jeder Transferierung in ein neues Feld muss er angepasst werden. Während die Bestände einer Bibliothek in Form des Katalogs schon immer zugänglich waren, fehlt dieses Instrument bei Museen bisher komplett (dass der Grund oft darin liegt, dass die Inventarbücher nicht immer sauber geführt wurden, will ich nicht verschweigen). Außerhalb des Museums kann sich niemand einen Einblick verschaffen, was in den Depots steckt.

Im Vergleich dazu sind die Bibliotheken dank ihrer Kataloge auf einer ganz anderen Ebene in das Projekt Open Access gestartet und haben eine andere Kultur der Öffnung der Bestände. Dass zur Rezeption eines Buches nur die Fähigkeit des Lesens benötigt wird, zum Verständnis eines Museumsobjekts aber eine wissenschaftliche Ausbildung notwendig ist, ist einerseits richtig, andererseits aber auch eine Schutzbehauptung, um die Deutungshoheit innerhalb der Institution zu behalten. Der Zugang zu Objekten in einer Sammlung, zu den vorhandenen Informationen oder gar Forschungsdaten, die sich auf das Objekt beziehen, ist im musealen Kontext tatsächlich eine Hoheitsfrage. Daher bedeutet Open Access im Museum einen Kulturwandel, der nicht nur mit der Digitalisierung von Museumsbeständen zu tun hat, sondern bedeutet zu akzeptieren, dass es jenseits der eigenen wissenschaftlichen Expertise andere Zugänge, Interpretationen und Deutungsmöglichkeiten gibt, die aktiv zugelassen werden. Die Digitalisierung von Sammlungsobjekten hat diese Verschiebung nur sichtbarer gemacht.

Doch zurück zu den kleinen Museen, die nicht digitalisieren können und sonntags nur zwei Stunden geöffnet haben. Hier ist in der Regel die komplette Sammlung einsehbar, da es kein Depot gibt und die Macher*innen auch der Meinung sind, dass, was museumsreif ist, ja auch gezeigt werden muss. An diesen Orten geschieht es sehr oft, dass verschiedene Blickwinkel aufeinandertreffen, die Handhabung von Werkzeugen unterschiedlich erinnert wird und eine Auseinandersetzung über einzelne Objekte sich entwickelt. Sind diese kleinen (in der Regel Heimat-)Museen gelebtes Open Access, und bereits dort, wo die großen Häuser hinwollen? Denn schließlich darf in den kleinen, ehrenamtlichen Einrichtungen jede*r im Team mitmachen, der/die will. Dies ist freilich ein idealisiertes Bild. Die Zugangsbarrieren sind hier nur weniger sichtbar. So wird man

etwa ohne eine langjährige Zugehörigkeit zur Ortsgemeinschaft kaum als vollwertiges Mitglied akzeptiert. Auch hier geht es um Deutungshoheit.

Was bedeutet das am Ende für Open Access an den Museen? Die Herausforderung besteht darin, loslassen zu können. Denn sind erstmal die eigenen Bestände inklusive Forschungsdaten per CC0-Lizenz im Umlauf, kann das nie wieder zurückgedreht werden. Das ist für eine Institution, die darauf angelegt ist, ihre Bestände für alle Zeiten an einem sicheren Ort zu verwahren und sich bisher als Gralshüter verstanden hat, ein großer Schritt. Die Chance besteht darin, dass die eigene Freizügigkeit mit dem Zugriff auf viele weitere Sammlungen belohnt wird. Insgesamt ist Open Access in Museen daher vorrangig kein technisches oder finanzielles Problem, sondern ein Mentalitätsproblem. Einrichtungen, die bisher darauf ausgerichtet waren, ihre Bestände zusammenzuhalten, zu sichern, zu schützen, unnötigen Zugriff zu vermeiden und nur das dem Publikum zu präsentieren, was für repräsentabel gilt, müssen durch Open Access ihr Selbstverständnis auf den Kopf stellen. Und das trifft bei allen Häusern zu: von den großen internationalen Playern bis zu den kleinen Heimattuben nebenan. Denn jenseits der Angst davor, dass Menschen außerhalb der eigenen Institution sich über die vermeintlich „eigenen“ Objekte und Wissensbestände hermachen, gibt es auch eine gewisse Furcht davor, dass es in den Depots und den Datenbanken vieles gibt, was nicht vorzeigbar, schlecht erhalten oder viel zu oft gesammelt wurde. Denn dann kann Open Access auch zu Unverständnis führen. Allerdings könnte auch hier der Abgleich mit den Beständen anderer Häuser dazu führen, dass weniger doppelt und dreifach gesammelt wird und für manches mysteriöse, unbekanntes Objekt bei den Kolleg*innen in einem anderen Haus eine Erklärung gefunden wird.

Nicht alle Museen müssen einen digitalen Showroom wie im Rijksmuseum einrichten. Viel wichtiger ist, dass mit Open Access Daten für die (Fach-)Welt zugänglich gemacht werden. Das kann in viel langweiliger gestalteten Datenbanken geschehen, die aber maschinenlesbare Daten enthalten und am besten über eine API verfügen. Handelt dann ein Museum noch nach den FAIR-Prinzipien (Findable – Accessible – Interoperable – Re-usable Data), ist das ein Gewinn sowohl für die abgebende Institution als auch für Wissenschaftler*innen. Kombiniert mit den CARE-Prinzipien (Collective Benefit – Authority to Control – Responsibility – Ethics) trägt Open Access dazu bei, dass geteiltes Wissen zu doppeltem Wissen werden kann.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.12>